

Beteiligung am DFG-Schwerpunktprogramm 1066

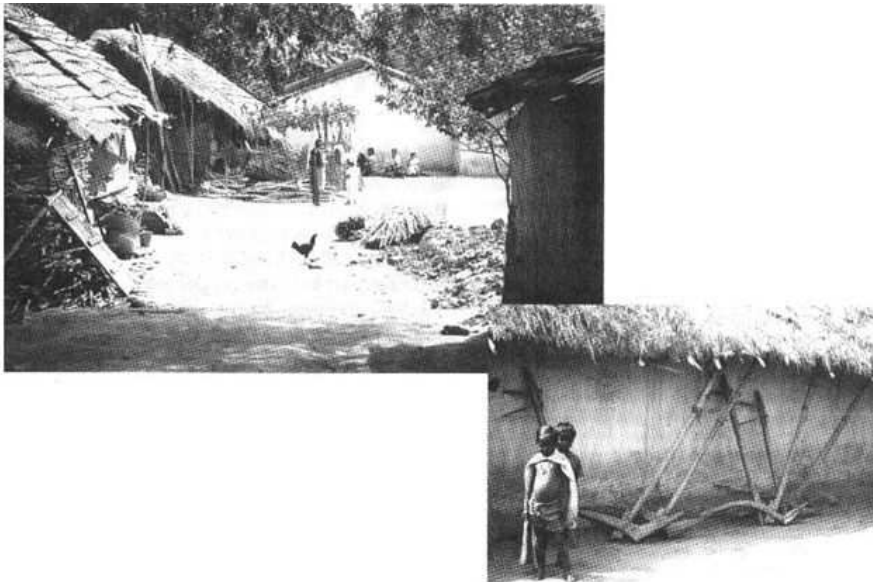
„Umstrittene Zentren: Konstruktion und Wandel sozio-kultureller Identitäten in der indischen Region Orissa,“

- Teilprojekt „Natur und Kultur in Orissa. Der Wandel natürlicher Lebensbedingungen in den Küstenregionen und im Bergland Orissas und deren Einfluß auf sozio-kulturelle Formationsprozesse (17.-20. Jahrhundert)“ (2002) (vgl. auch u.g. Text).
- Teilprojekt „Erzwungene Migration im Koraput-Distrikt: Soziale und ökonomische Transformationsprozesse unter der tribalen Bevölkerung im Gebiet des Kolab-Dammes“ (Laufzeit 5 Monate, 2003).

Missionare in Indien – Feldstudien bei den Adivasi in den Bergen von Jeypore

Eine Region, in der sich wie hier Kulturen, Sprachen, Religionen begegnen, ist der indische Bundesstaat Orissa am Golf von Bengalen. Orissa bildet seit Jahrtausenden mit seinen undurchdringlichen Bergwäldern ein natürliches Hindernis zwischen den indo-europäischen Kulturen des Nordens und der dravidischen Sprachfamilie des Südens. Dieser schwierige Zugang bewirkte, daß sich hier bis heute bei den Adivasi, den indigenen Stämmen, Traditionen erhielten, die anderswo längst verschwunden sind und durch Kollisionen mit dem vorherrschenden Hinduismus und dem Christentum in Indien immer wieder für Schlagzeilen sorgen. Ein Dualismus zwischen Machtzentren hinduistischer Kultur an der Küste und tribalen Rückzugsgebieten in den Bergen macht Orissa zu einem dankbaren Forschungsprojekt über Fremdwahrnehmung, Integration und kultureller Abgrenzung.

Das hinduistische Zentrum gilt seit den 1970er Jahren als gut erforscht; die tribale Kultur liegt noch sehr im Dunkeln. Dem widmet sich seit 1999 das DFG-Schwerpunktprogramm „Umstrittene Zentren: Konstruktion und Wandel sozio-kultureller Identitäten in der indischen Region Orissa“ unter Leitung des ausgewiesenen Orissa-Kenners Prof. Dr. Hermánn Kulke (Universität Kiel). Wir vom Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit sind mit einem Teilprojekt beteiligt, den umweltgeschichtlichen und kulturellen Wandel im ehemaligen Fürstentum Jeypore in Südorissa zu erforschen. Es beheimatet zahlreiche tribale Ethnien, die sich teilweise jeglicher Hinduisierung oder Christianisierung widersetzen konnten.



oberes Foto: Unser scheinbar magischer Begriff „Ostseeraumbezug“ bedarf eines Perspektivwechsel: das Huhn im Dorf der Adivasi könnte aus Pommern stammen, die glühende Sonne sicher nicht“

unteres Foto: Noch zu zarte Kinderhände für die hölzernen Pflüge, die an einer Lehmhütte lehnen

Wir untersuchten quellenhistorisch die tribale Bevölkerung anhand der Dokumente der seit den 1880er Jahren in Orissa wirkenden schleswig-holsteinischen Missionare aus Breklum und verglichen die Ergebnisse in Feldstudien. Im Februar 2002 reisten wir mit dem Auto von der Millionenstadt Visakhapatnam über enge Gebirgsstraßen, die offenbar nicht jedes Fahrzeug zu halten vermochten, durch dichten Dschungel quer über die Ostghats nach Jeypore. Wo das Auto nicht weiterkommt, helfen das Motorrad des Projektpartners und schließlich nur die eigenen Füße. Das Ziel sind die Adivasi-Dörfer jenseits der Berge, vor allem vom Stamm der Porja. Obwohl es hier nachweislich seit den 1860er Jahren kaum noch nennenswert Menschenopfer unter der tribalen Bevölkerung gab, bleibt die Furcht vor Schlangen und angeblich nächtens herumstreifenden Tigern.

Zwischen sanften Hügeln und Palmenhainen tauchen unvermittelt die Dächer einer kleinen Siedlung auf: Jhaliguda. Der Einlass in ein Dorf geschieht nicht ohne Formalitäten. Zunächst will der Dorfälteste um Erlaubnis gebeten werden, die er dann bereitwillig erteilt. Unversehens sind wir auf dem kleinen Dorfplatz. Allmählich tauchen einige neugierige Kinder auf, gefolgt von zurückhaltend-freundlichen Erwachsenen. Die Reinlichkeit hebt sich wohltuend von dem Umweltdesaster in Indiens Städten ab. Auf dem Boden liegt Reis zum Trocknen.

Ein respektvoller Besuch gilt den Dorfheiligtümern, eines in der Siedlung, eines draußen zwischen Reisfeldern und Wald. Er ist den Adivasi heilig, weshalb sich die von den Missionaren als „Götzentempel“ disqualifizierten heiligen Stätten – meist bestehend aus mehreren aufeinandergeschichteten Steinen – in der Regel ganz nah von Bäumen befinden. Wald spielt im Diskurs um die Bewahrung dieser Kultur eine große Bedeutung; weite Teile der Gebirge und des westlichen Hochlandes von Jeypore sind entwaldet. Missionare, Kolonialbeamte und Historiker schrieben das dem Brandrodungsfeldbau der Adivasi zu. Falsch: vor allem der oft von den Städtern organisierte Handel mit Bau- und Brennholz und unsere Teakliebe sind schuld. Einzelne Bemühungen gelten der Wiederaufforstung Jeypores, wobei Waldschutz in einer oft unwegsamen Region allein als lokal Aufgabe betrachtet werden kann; die indischen Waldbehörden glänzen in der Regel durch Abwesenheit. Wenige Dörfer nehmen an Aufforstungen privater Entwicklungsorganisationen teil – mit erstaunlichem Erfolg, wie eine Wanderung durch die von den Adivasi selbst geschützten Wälder zeigt, die trotz ihrer 10-15 Jahre erstaunlich hoch sind.



Stammesheiligtum der Adivasi
im Dorf Jhaliaguda

Kontrastprogramm wenige Kilometer entfernt: der Stausee des Kolab-Dammes – nur ein Beispiel indischer Energiepolitik, bei der viele Gruppen ohne entsprechende Lobby auf der Strecke bleiben. Zwischen den Städten Koraput und Jeypore wurden in den 1980er Jahren etwa 50.000 Adivasi umgesiedelt, bleiben oft in den Städten hängen und bilden heute als Randgruppe den Beleg für kulturelle und wirtschaftliche Ausgrenzung durch die Hindu-mehrheit.

Es bleibt der Eindruck, daß wir in Sachen Nachhaltigkeit von den Adivasi einiges lernen können. Die Stammesdörfer im Bergland sind keine Freilichtmuseen, als die sie Missionare und frühere Ethnologen sahen, sondern lebendige Sozialverbände. Deren Kultur und Kulte dürfen dem vermeintlichen Fortschritt nicht zum Opfer fallen. Wir machen es dem Süden vor, verbrauchen exzessiv Energie und Landschaft. Wir müssen langfristig einen globalen Bewußtseinswandel erreichen, der sicherlich noch in weiter Zukunft liegt. Der Besuch bei den Adivasi in den Bergen von Jeypore zeigt, daß unsere Zivilisation nicht unbedingt allerorten das Maß aller Dinge sein muß.

Text und Fotos: PD Dr. Martin Krieger (Historisches Institut der Universität Greifswald).
